

diese Entwicklung nicht unterbindet und der damit einhergehenden Radikalisierung der Muslime in Westeuropa – wie sie *Thankmar von Münchhausen* in einem Beitrag der FAZ vom 2. 9. 1994 ansatzweise beschrieb – nicht entgegentritt.

Wie mit der in Nordafrika virulenten islamistischen Herausforderung umgegangen werden soll, ist eine in Washington und den europäischen Hauptstädten kontrovers diskutierte Frage. In dieser Diskussion kollidieren Toleranzansprüche mit den beobachtbaren Fakten, und je nach erwarteter direkter Betroffenheit des einzelnen Staates durch die Auswirkungen einer islamistischen Machtübernahme in einem der Maghrebstaaten führt sie zu abweichenden Schlußfolgerungen für das politische Handeln. Ohne die Haltung der einzelnen westlichen Staatsführungen erörtern zu wollen, soll auf eine wichtige Voraussetzung zur Einschätzung der islamistischen Bewegung hingewiesen werden, daß es sich nämlich um eine in erster Linie politische Bewegung handelt, und daß sich der Islamismus bislang als eine *totalitäre Weltanschauung* präsentierte, deren Durchsetzung gegenwärtig lediglich eine Minderheit anstrebt. Eine Umsetzung des islamistischen Konzeptes gegen den Willen der Mehrheit (selbst wenn diese sich bei Wahlen wie in Algerien 1991 passiv verhielt) kann dennoch nur unter massiver Verletzung der Menschenrechte erfolgen, wie sich am Beispiel des Iran aufzeigen läßt, obwohl gerade dort die Bevölkerung anfangs für die „Islamische Revolution“ eintrat, während es in Algerien zu vergleichbaren proislamistischen Massendemonstrationen spätestens seit 1991 nicht mehr kam, trotz aller Aufrufe der Islamischen Heilsfront.

Eine massive Fluchtbewegung nach Europa, eine wahrscheinliche Sezession der Kabylen, der Beginn eines tatsäch-

lichen „Bürgerkrieges“ und langfristig schwerwiegende Rückwirkungen auf Tunesien und Marokko – wo sich mit dem Terroranschlag von Marrakesch Ende August 1994 ein Übergriff islamistischer Gewalt andeutet – wären die offensichtlichsten Folgen einer islamistischen Machtübernahme in Algerien. Diese zu verhindern und die demokratische Option der 1989 verabschiedeten Verfassung zu sichern, ist Hauptanliegen der derzeitigen algerischen Militärführung. Ihre Rolle im Transformationsprozeß ist bislang aus unterschiedlichen Gründen überwiegend negativ interpretiert worden, wobei der sogenannte „Putsch“ vom Januar 1992 zum Angelpunkt einer Argumentation gemacht wurde, derzufolge die Militärführung (angeblich im Verein mit dem FLN) nur intervenierte, um ihre Privilegien zu sichern. Tatsache ist jedoch, daß die Militärführung mit dem erzwungenen Abbruch des Wahlprozesses wahr machte, was sie anläßlich der Einführung des Mehrparteiensystems ankündigte: auf keinen Fall zuzulassen, daß demokratische Verfahren einer Organisation mit undemokratischen Zielen an die Macht verhelfen können.

Über den Zeitpunkt des Handelns und das Prozedere kann man zweifellos geteilter Meinung sein. Dennoch war und ist es das Ziel der Militärführung, auch wenn sie trotz Propagierung eines nationalen Dialogs diesem Ziel bislang nicht näher gekommen ist, die plurale demokratische Option langfristig zu sichern. In Ägypten, Tunesien und Marokko kam es nie zur Zulassung islamistischer Parteien, wodurch sich die Staatsführungen in diesen Ländern einen größeren Handlungsspielraum offenhielten, weil islamistische Parteien von vorneherein nie Legitimität durch Wahl gewinnen konnten.

Hanspeter Mattes

„Auf der Suche nach der kontemplativen Dimension“

Fragen zur Lage der Frauenorden an Äbtissin Máire Hickey OSB

Vom 2. bis 29. Oktober tritt die römische Bischofssynode zu einer ordentlichen Vollversammlung mit dem Thema Ordensleben zusammen. Die vorsynodalen Schreiben, zuletzt das Instrumentum laboris (vgl. HK, September 1994, 442ff.), lassen eine Synode erwarten, in deren Debatten einiger Zündstoff liegt. Aus Anlaß der Synode sprachen wir über die Lage der Frauenorden mit Äbtissin Máire Hickey OSB von der Benediktinerinnen-Abtei St. Scholastika auf Burg Dinklage i.O. Die Fragen stellte Klaus Nientiedt.

HK: Äbtissin Máire, Frauenorden haben gegenwärtig ein widersprüchliches „Image“ in der Kirche. Auf der einen Seite tun Ordensfrauen geräuschlos und ohne viel Aufhebens an den unterschiedlichsten Stellen ihren Dienst. Auf der anderen Seite stehen sie im Ruf, etwa wenn man an die nordamerikanischen Frauenorden denkt, für kirchliche Ver-

hältnisse ungewohnt selbstbewußt aufzutreten, konfliktfreudig zu sein. Teilen Sie diesen Eindruck, und wenn ja, was bedeutet diese Tatsache für die Frauenorden?

Äbtissin Máire: So polarisiert möchte ich es nicht formulieren. Die selbstbewußten konfliktfreudigen Ordensfrauen,

die ich kenne, tun auch ihre Dienste meistens unauffällig und ohne übermäßiges Bedürfnis nach Anerkennung – sogar in Nordamerika. Und eine Dienstbereitschaft ohne Aufhebens braucht keineswegs auf falsche Anpassung oder mangelndes Selbstbewußtsein hinzudeuten. Trotzdem gebe ich Ihnen recht, daß es unterschiedliche „Images“ gibt, und daß sie etwas von den unterschiedlichen Wirklichkeiten der Ordensfrauen weltweit heute widerspiegeln.

HK: Wie konnte es zu den großen regionalen Unterschieden kommen?

Äbtissin Máire: Sie sind zum größten Teil kulturell bedingt. Jede Ordensfrau ist zunächst eine Frau ihrer eigenen Kultur. Es bestehen große Unterschiede unter den Frauen allgemein, folglich auch unter den Ordensfrauen. Jede Frau wird von der Umgebung geprägt, in der sie aufwuchs, und diese Umgebung ist nun mal anders, je nachdem ob es sich um Nordamerika oder Osteuropa, um Korea oder Afrika handelt. In den westlichen Kulturen werden Frauen dazu erzogen, selbstbewußt zu sein, die Umgebung, in der sie leben, kritisch zu analysieren und zu reflektieren, sich auszudrücken. In Indien oder Afrika zum Beispiel ist dies noch längst nicht so weit.

„Als Gemeinschaft offen sein für die Auswirkungen des Wertewandels“

HK: Was nicht heißt, daß nicht auch in diesen Teilen der Welt die Entwicklung in die für die Industrieländer des Nordens kennzeichnende Richtung geht?

Äbtissin Máire: Natürlich nicht. Durch internationale Treffen von Ordensfrauen kenne ich asiatische, lateinamerikanische, afrikanische Ordensfrauen, die im gleichen „Emanzipationsprozeß“ begriffen sind wie viele europäische, amerikanische, australische Ordensfrauen. Und doch bleibt die eigene Kultur tief prägend. Ich beobachte zum Beispiel, daß asiatische und afrikanische Frauen oft aus ihrer seelischen Heimat einen ungebrochenen Zugang zur Symbolwelt behalten haben. Sie können – unterschiedlich – frei sein im Ausdruck von Kritik und Aggression, aber sie gehen mit Kritik und Aggression nicht an die Kirche heran. Die Kirche ist für sie ein Symbol des Heiligen in der Welt. Nördlich-westliche Frauen dagegen sind durch ihre Erziehung und durch die Medien ziemlich konditioniert, diese Grenze zwischen dem, was man mit Kritik und Aggression angreifen darf, und dem, was unberührbar ist, nicht zu ziehen.

HK: Die Lage in Europa und Nordamerika ist jedoch in dieser Hinsicht auch nicht einfach identisch. Ist die Situation der Frauenorden in Europa von der in Nordamerika tatsächlich qualitativ verschieden oder dringen entsprechende Vorgänge in Nordamerika lediglich stärker an die Öffentlichkeit und machen von daher mehr von sich reden?

Äbtissin Máire: Beides spielt eine Rolle. In den europäi-

schen Ordensgemeinschaften ist die 2000jährige Geschichte der Kirche hier bzw. die 1500jährige Geschichte der Orden trotz allem Aggiornamento mit ihren Traditionen und Formen präsenter als etwa in Nordamerika. Hier sind wir als Benediktinerinnen zum Beispiel von der eigenen Geschichte umgeben, überall stößt man auf Anknüpfungspunkte der Vergangenheit. Man weiß um den Wert der Tradition, auch wenn man sich für Fortschritt und Veränderung engagiert. In Amerika dagegen wirkt sich noch immer der Unabhängigkeitskrieg aus. Den Menschen – auch den amerikanischen Ordensfrauen – ist es ein großes Anliegen, amerikanisch zu sein, eine amerikanische Identität zu besitzen. Sie haben das Gefühl, die Kirche in Amerika war lange eine Art Kolonie der europäischen Kirche bzw. des Vatikans. Die Verbindungen zu den Gründungsklöstern sind ihnen noch wichtig, aber sie wollen eindeutig amerikanisch sein. Sie empfinden zur Zeit, daß der Vatikan ihr Streben, amerikanische Ordensfrauen zu sein, nicht versteht. Aber auch der andere Punkt, den Sie erwähnen, hat seinen Anteil am Gesamtbild: Es ist in Amerika anders als in Europa normal, Streitfragen, Gerichtsverfahren u. ä. mit emotionalem Engagement und detailliert vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Auch kirchliche Streitfragen, einschließlich die, die um die Frau gehen, werden dementsprechend in der amerikanischen Öffentlichkeit mit besonderem Nachdruck verfolgt und wahrgenommen.

HK: Sieht man einmal von den kirchenpolitischen Auseinandersetzungen auf diesem Gebiet ab: Wie wirken sich die Veränderungen auf eine durchschnittliche monastische Gemeinschaft in Deutschland aus?

Äbtissin Máire: Die tiefgreifendste Veränderung ist der Wandel im Verständnis von Autorität, Gehorsam, persönlicher Würde der einzelnen, persönlicher Autonomie. Veränderungen in diesem Bereich führen zu veränderten Erwartungen der jungen Frauen, die eintreten, und auch des ganzen Lebensklimas in einer Gemeinschaft. Im günstigen Fall erkennt eine ganze Gemeinschaft die Notwendigkeit dieser Veränderungsprozesse und will sie mitmachen. In manchen Fällen wird die Notwendigkeit gar nicht gesehen, in anderen Fällen wird sie von einigen gesehen und von anderen nicht. Letzteres kann zu schweren Konflikten führen. Dies ist besonders schmerzlich, wenn die Altersstruktur einer Gemeinschaft so ist, daß eine kleine Zahl von jungen Frauen eine „neue Ordenskultur“ für notwendig hält, sich aber als eine machtlose Minderheit erlebt gegenüber einer großen Zahl von älteren und alten Schwestern, die anderer Meinung sind.

HK: Befragte man Menschen auf der Straße, Kirchgänger wie Nichtkirchgänger, würde sich vermutlich ergeben, daß man Ordensleben und Werte, wie sie gerade für die Frauenbewegung wichtig geworden sind – Selbstverantwortung, Emanzipation, Chancengleichheit der Geschlechter u. a. –, kaum zusammenbringt. Schließt sich das wirklich aus?

Äbtissin Máire: Nein. Allerdings werden wir die Menschen

auf der Straße kaum davon überzeugen können, es sei denn, sie sprechen eine Ordensfrau an oder melden sich zu einem Besuch in irgendeinem Kloster. Wenn man keine konkrete Ordensfrau und kein Kloster kennt, hat man keine Wirklichkeitserfahrungen, die man den Klischees, die die alte Hagiographie und auch die Unterhaltungsindustrie liefern, entgegensetzen kann. Für viele jüngere Ordensfrauen – unter ihnen heute schon manche in Leitungspositionen – sind die Werte, die Sie genannt haben, selbstverständlich anstrebenswert. Sie stehen nicht nur in keinem Widerspruch zum Evangelium; gerade die Verinnerlichung des Evangeliums und das Leben danach sensibilisieren die jungen Ordensfrauen für Fragen der Gerechtigkeit und des Umgangs mit Macht, des verantwortlichen Umgangs mit allem Geschaffenen. Nicht daß Ordensfrauen allen Zielen der Frauenbewegung zustimmen würden. Die Kernbotschaft des Evangeliums steht über den Zielen der Frauenbewegung. Das Evangelium fordert eine Christin – ob Ordensfrau oder Laiin –, die von den Frauenfragen unserer Zeit bewegt ist, immer neu zu Entscheidungen heraus. Viele Frauen, die sich in unserer Kultur zur personalen Autonomie und Unabhängigkeit durchgearbeitet haben, erfahren, daß der evangelische Weg des Gehorsams, der sexuellen Enthaltensamkeit, des einfachen Lebensstils, des Teilens, der Besitzlosigkeit in einer Gemeinschaft genau das ist, was ihr Leben auf Gott hin ordnet, ohne daß sie sich von anderen Menschen auf falsche Weise abhängig machen müssen.

HK: Bis wohin teilen Sie als Ordensfrau feministische Anliegen, bzw. wo ist für Sie der Punkt erreicht, wo Sie sich unterscheiden möchten?

Äbtissin Máire: Christlicher Feminismus gründet sich für mich auf Genesis 1,27: „Gott schuf den Menschen als sein Abbild, als Mann und Frau schuf er sie“, und auf Gal 3,28: „Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid ‚einer‘ in Christus Jesus.“ Ich bin insofern Feministin, daß ich die Bewußtseinsänderung bei Frauen und bei Männern fördern und unterstützen möchte, die sie erkennen läßt, daß Frauen tatsächlich genauso Anteil an der Gottesebenbildlichkeit im Menschen haben wie ihre Brüder, und daß Jesus keine Wertunterschiede zwischen Mann und Frau kennt. Und wenn sich Gelegenheiten bieten, um diese Bewußtseinsänderung in der Kirche wirksam werden zu lassen zugunsten der Rolle der Frau in der Kirche, nutze ich sie gern. Wo Feministinnen in einer Umkehrung der Verhältnisse Männer verachten und demütigen, wo sie an Partnerschaft zwischen Mann und Frau nicht glauben können, wo sie sich gegen Hingabe und Dienst sperren, wo sie sich weigern, Autorität anzuerkennen, einfach weil es ein Mann ist, der sie ausübt, wo sie sich von Jesus distanzieren, weil er Mann ist, wo sie Schwierigkeiten mit der Eucharistie haben, weil sie von einem zelebrierenden Priester nicht abhängig sein wollen, kann ich sie zwar oft verstehen. Meistens liegen sehr schmerzliche und entwürdigende Lebenserfahrungen hinter diesen Ansichten. Aber ich teile die Ansichten nicht.

HK: Was verstehen Sie zum Beispiel unter Gehorsam in einer Gemeinschaft, die die Auswirkungen des von Ihnen skizzierten Wertewandels akzeptiert?

Äbtissin Máire: Nach wie vor versprechen wir bei der Ordensprofeß Gehorsam – gegenüber Gott, der Kirche, der Äbtissin, der Gemeinschaft. Das ist ein Akt der Glaubenshingabe an Gott, der Anfang einer Lehre in der Nachfolge Christi. Die Ordensfrau möchte sich im Laufe ihres Lebens immer mehr mit Jesus in das einfügen, was sie für sich und für ihre Gemeinschaft und für die Welt als Gottes Plan erkennt. Eine Äbtissin heute würde nun nicht versuchen, durch Befehle und Anweisungen möglichst viele Beweise dafür einzuholen, daß ihre Schwestern dies konkret realisieren. Sie ermutigt ihre Schwestern und fordert sie dazu auf, selber in Verantwortung Entscheidungen zu treffen und die Konsequenzen ihrer Entscheidungen selber zu tragen. Viele wichtige Entscheidungen werden gemeinsam getroffen. Man hört aufeinander und fügt sich ein. Die Äbtissin muß aber dafür sorgen, daß es viele Räume im Gemeinschaftsleben gibt, wo die Schwestern selber über das entscheiden, was sie angeht. Das Gemeinschaftsleben ist ein Übungsfeld für die Hingabe an den Schöpfer. Zugleich kann und muß es aber auch ein Übungsfeld sein für Selbständigkeit und eigenverantwortliches Handeln innerhalb des gemeinschaftlichen Gefüges.

„Wir müssen lernen, mit den Spannungen zwischen den einzelnen und der Gemeinschaft umzugehen“

HK: Gerade Begriffe wie Hingabe oder Dienst gelten nun aber unter Frauen als äußerst belastet, weil sie für verschiedene andere Ziele und Interessen instrumentalisiert wurden.

Äbtissin Máire: Diese Belastung spüre ich auch. Andererseits kommen wir nicht darum herum, daß das „Dienen“ den Kern des Rufes in die Nachfolge Jesu ausmacht. In einer benediktinischen Gemeinschaft wird der gegenseitige Dienst täglich eingeübt. Er ist der Kern christlichen Gemeinschaftslebens, echtes Gemeinschaftsleben ohne gegenseitiges Dienen wäre nicht möglich. Belastet ist der Begriff des Dienstes insofern, als man ihn assoziiert mit Verhältnissen, in denen er nicht *gegenseitig*, sondern *einseitig* geleistet wird, oder in denen keine einfühlsame Rücksicht auf die Lage des oder der anderen genommen wird. Etwa wenn die Frau die Hausarbeit zu erledigen, der Mann aber das Sagen hat. Es ist verständlich, daß solche Modelle von Frauen heute nicht angenommen werden. In einer Ordensgemeinschaft lernt man andere Formen des Dienens kennen.

HK: Aber befinden sich gar nicht so wenige Frauenorden innerkirchlich nicht in einer ähnlichen Situation, wenn ihr Dienst gewissermaßen in der Hausarbeit für Kleriker bzw. angehende Kleriker, für Teilnehmer an Veranstaltungen der Erwachsenenbildung oder für wen auch immer besteht?

Äbtissin Máire: Wo der Dienst von Frauen als selbstverständlich angenommen und im Grunde ausgenutzt wird, ist das eine Ungerechtigkeit. Das ist nicht das, was das Evangelium unter Dienst versteht. In konkreten Situationen würde ich alles tun, was in meiner Macht steht, um für einen Bewußtseinswandel in der Kirche in diesem Punkt einzutreten und die Schwestern ermutigen, dies auch zu tun.

HK: Wenn die individuellen Vorstellungen, Wünsche und Begabungen von Ordensfrauen stärker zum Tragen kommen, sind Richtungsauseinandersetzungen innerhalb der Ordensgemeinschaften mehr denn je unvermeidlich. Wie gehen die Frauenorden mit diesem Problem um?

Äbtissin Máire: Der Bereich, den ich am besten kenne, ist der benediktinische. Der hl. Benedikt wußte schon im 5. Jahrhundert, wie wichtig es in einer Gemeinschaft ist, die Vielfalt der Gaben und Bedürfnisse der einzelnen in einem guten Gleichgewicht mit der Einheit der Gesamtgemeinschaft zu halten. Die Grundauffassung des Benediktinischen ist sehr weit. Es gibt keine von oben verordnete einheitliche Interpretation der Regel. Es gibt Raum für traditionalistische Gemeinschaften auf der einen Seite und sehr innovative auf der anderen. Unsere Geschichte liefert viele Beispiele von Auseinandersetzungen mit unterschiedlichen Richtungen. Lernen, mit den Spannungen zwischen den einzelnen und der Gemeinschaft heute umzugehen, heißt nicht, daß man einen großen Sprung macht, eher, daß man sich den Ansprüchen der Gegenwart entsprechend organisch entwickelt. Jede Gemeinschaft geht den Weg nach der Regel mit den Gaben, die sie vom Heiligen Geist erhalten hat. Und jede Gemeinschaft weiß, daß sie die Aufgabe hat, in den Spannungen der vielfältigen Gaben und Bedürfnissen zu einer lebendigen Einheit zu finden.

HK: Führt denn angesichts der Vielfalt und Gegensätzlichkeit der Positionen und Auffassungen an Spaltungen, Aus- und Übertritten überhaupt ein Weg vorbei?

Äbtissin Máire: Vielleicht nicht. Ich kenne Situationen, in denen eine Gemeinschaft auseinandergegangen ist, weil eine Gruppe einen innovativeren Weg gehen wollte. Wie so etwas ohne Spannungen und Schmerzen vonstatten gehen könnte, weiß ich nicht. Alle Reformbewegungen in der Kirche und im Orden – ob bei den Benediktinern, den Zisterziensern, den Trappisten, den Franziskanern, den Karmeliten – haben Trennungen und sogar Spaltungen mit sich gebracht. Wir haben allerdings heute andere Möglichkeiten als in früheren Jahrhunderten, Toleranz zu üben und auf humane Weise mit Konflikten und unterschiedlichen Richtungen innerhalb einer Gruppe umzugehen. Wir können uns verpflichten, in solchen Situationen alles zu tun, um möglichst mit Ehrfurcht vor der Freiheit des einzelnen wie der Gemeinschaft gewaltfreie Lösungen zu finden, auch wenn die Trennungen unvermeidlich bleiben.

HK: Der größte Teil der Gemeinschaften, die man etwas vereinfachend mit dem Sammelbegriff „Frauenorden“ bezeichnet, sind apostolische Orden, der kleinere Teil kontem-

plative. Wie steht es um den Nachwuchs dieser beiden Ordentypen. Ist die Lage bei den kontemplativen und älteren Gemeinschaften besser als bei den jüngeren apostolischen?

Äbtissin Máire: Was Nachwuchs angeht, kann ich nur sagen, daß beide Typen, sowohl apostolisch wie auch kontemplativ, heute noch am Leben sind, auch wenn oft – wie bei unseren Schwestern, die nicht im Orden leben – mit kleineren Familien als bei unseren Müttern und Großmüttern. Es gibt apostolische Gemeinschaften mit Nachwuchs, andere ohne, dasselbe gilt für die kontemplativen Gemeinschaften. Mit einigen Gemeinschaften – sowohl apostolischen wie auch kontemplativen – wird es nach menschlichem Ermessen auf die Dauer nicht weitergehen. Wer noch lange überleben wird, wer nicht, weiß niemand. Es kann trotzdem stimmen, daß die monastischen und kontemplativen Orden in Europa und Amerika heute eher die Möglichkeit haben, einen als zunächst überzeugend aussehenden Alternativweg nach dem Evangelium aufzuzeigen. Meistens bieten sie eine Spiritualität mit klaren Konturen an und Abstand von der Gesellschaft, der es erlaubt, nicht dauernd vom Konsumzwang neu eingeholt zu werden. In anderen Kontinenten allerdings scheinen zur Zeit auch viele apostolische Gemeinschaften sich raschen Wachstums zu erfreuen.

„Das Leben in einer kontemplativen Gemeinschaft verlangt ein hohes Maß an psychischer Stabilität“

HK: Ist der Eindruck richtig, daß die Veränderungen für apostolische Frauenorden insgesamt tiefgreifender sind – sie haben Mühe, ihre traditionellen sozialen Einrichtungen zu halten, und werden aufgefordert, sich nach neuen Aufgaben umzusehen –, während kontemplative Gemeinschaften weniger unter Veränderungsdruck stehen?

Äbtissin Máire: Monastische und kontemplative Gemeinschaften haben nicht das Problem, große Einrichtungen wie Schulen, Krankenhäuser u. ä. aufgeben und neue Aufgaben suchen zu müssen. Dafür aber fordern die Veränderungen die kontemplativen Gemeinschaften auf andere Weise heraus. Eine kleine Anzahl kontemplativer Gemeinschaften lebt sehr abgeschieden. Ein solches Leben, wenn es menschlich und religiös gesund bleiben soll, verlangt ein hohes Maß an psychischer Stabilität. Die gibt es heute nicht mehr so wie in vergangenen Generationen. Zum kontemplativen Leben heute kann es gehören, daß man nicht nur in der Einsamkeit und im Schweigen lebt, sondern daß man eine gute menschliche Kommunikation mit seinen Mitschwestern praktiziert, daß man das Lieben lernt. All das kann ein neues Definieren von Kontemplation überhaupt und neue Gestaltungsformen kontemplativen Lebens für Frauen verlangen. Und die Gemeinschaften, die weniger streng „klausuriert“ sind, haben relativ viel mit Menschen zu tun, die von außen ins Kloster kommen. Gastfreundschaft und eine gewisse Form von „monastischer Seelsorge“ gehören zu ihrem Leben. Schwestern

stellen sich ihnen für Gespräche, Vorträge, geistliche Begleitung u. ä. zur Verfügung. Es ist nicht leicht, die Anforderungen des monastischen kontemplativen Gemeinschaftslebens mit dieser Weltoffenheit zu verbinden.

HK: In der jüngsten Vergangenheit entzündeten sich gerade in rein kontemplativen Orden wie den Karmelitinnen tiefgreifende Auseinandersetzungen an der Frage nach dem Für und Wider in bezug auf anstehenden Wandel etwa von Klausur, Kleidung u.a.

Äbtissin Máire: Es ist nicht so, daß eine bestimmte Form absolut überzeitlich ist und unveränderbar bleiben muß. Eine Herausforderung kontemplativen Lebens in unserer Zeit ist es, beständig auf der Suche nach der kontemplativen Dimension gerade mitten im Wandel der Zeit zu bleiben. Wenn ein Teil einer Gemeinschaft oder eines Ordens sich berufen weiß, dieser Herausforderung nachzugehen, und ein anderer Teil nicht, dann entzünden sich schmerzliche Konflikte.

HK: Seit dem Konzil verstehen sich die Orden stärker als eine christliche Lebensform neben anderen. Diese Veränderung mußte nicht nur theologisch nachvollzogen, sondern auch von dem einzelnen Ordensmitglied individuell umgesetzt werden. Könnte manche Spannung innerhalb von Frauenorden auch damit zu tun haben, daß diese Veränderung Rollenunsicherheiten hinterlassen hat, die nicht völlig überwunden sind?

Äbtissin Máire: Ja, bis in die Zeit des Konzils hinein erlebten sich die Orden als eine Art Elite innerhalb der Kirche. Die „Aufwertung“ des sogenannten Laienstandes und die Entwicklung und kirchliche Anerkennung von neuen Formen engagierten christlichen Lebens ohne Ordensgelübde hat mancherorts den Sinn des Klosterlebens in Frage gestellt. In den Jahren nach dem Konzil hat dies Rollenunsicherheit unter Ordensleuten und -kandidatInnen ausgelöst. Ich habe den Eindruck, daß diejenigen, die nach dem Konzil geblieben sind, nicht dazu neigen, sich als eine Elite zu verstehen, sondern daß sie das Ordensleben als einen möglichen Weg unter mehreren sehen. Zwar ist diese Lebensform unerläßlich in der Kirche. Wenn es sie nicht gäbe, würde etwas Wesentliches an der Gestalt der Kirche in dieser Welt fehlen. Aber niemand entscheidet sich heute für das Ordensleben aus diesem Grund. Eine neue Form von „Rollensicherheit“ entwickelt sich. Die Menschen, die bleiben, tun es, weil sie erfahren, daß sie persönlich in dieser Form am besten und am fruchtbarsten ihr Leben als Christinnen verbringen können. Die Entscheidung ist persönlich, die Ideologie wirkt nicht mehr. Früher lernte man im Orden, daß wir „Religiösen“ sind, die anderen „weltliche Leute“. So denkt niemand heute. Man lernt zwar, wo und wie man sich voneinander abgrenzen muß, um das je eigene Leben zu leben, aber man ist solidarisch miteinander, findet Möglichkeiten, das Leben miteinander zu teilen, lernt voneinander.

HK: Andererseits läßt es sich feststellen, daß Vertreter der amtlichen Kirche auf der Beachtung der traditionellen Unterscheidungen bestehen, etwa im Zusammenhang mit der Ent-

stehung von neuen Formen geistlicher Gemeinschaften, die Laien wie Ordensleute anfassen. Können solche Entwicklungen der Unverwechselbarkeit des Ordenscharismas schaden?

Äbtissin Máire: Ich wäre nicht so pessimistisch. Überall, wo christliches Leben blüht, wo Menschen zusammenkommen, um Gott zu loben, um das Evangelium zu leben, um Gottesdienst zu feiern, um Kirche miteinander zu sein, treten die Unterscheidungen in den Hintergrund. Wenn etwas lebt zur Ehre Gottes, soll es weiterleben. Die große Besorgnis, die hier und da besteht, verstehe ich eigentlich nicht.

HK: Ein Teil der Spannungen, die gegenwärtig zwischen manchen Orden, darunter auch Frauenorden, und dem kirchlichen Amt bestehen, rühren von leidvollen Erfahrungen im Zusammenhang mit ordensinternen Auseinandersetzungen um das eigene Selbstverständnis bzw. die selbstgewählten Aufgaben her. Kann das kirchliche Amt in solchen Fällen vermittelnde Instanz sein oder sind da die Vorbehalte inzwischen schon zu groß?

Äbtissin Máire: Die Vorbehalte gibt es. Aber es wäre falsch zu denken, daß es kein Vertrauen mehr zum kirchlichen Amt als vermittelnder Instanz in schweren Auseinandersetzungen gibt. Trotz enttäuschender Erfahrungen in den letzten Jahren würden viele Gemeinschaften nach wie vor dem Amt die Chance geben wollen, vermittelnde Instanz zu sein. Es wäre allerdings nötig, daß diejenigen, die mit solchen Aufgaben beauftragt werden, den Wert guter Formen der Kommunikation erkennen würden, wenn sie hilfreich sein wollen. In einer gespannten Situation ist eine autoritäre amtliche Zurechtweisung selten hilfreich. Sie kann zwar einen Anschein von Ruhe schaffen, aber auf Dauer ist kaum jemandem damit geholfen.

„Wir haben in den weiblichen Ordensgemeinschaften in vielem eng gelebt“

HK: Würde diese Vermittlungsaufgabe vom kirchlichen Amt dann besser wahrgenommen, wenn auch hier Frauen eine größere Rolle spielen könnten?

Äbtissin Máire: Ich glaube, ja, vorausgesetzt, daß es Frauen sind, die die notwendigen Eigenschaften und Erfahrung besitzen. In der amtlichen Struktur der Kirche sind leider Leitungsaufgaben an die priesterliche Jurisdiktion gebunden. Viele Aufgaben, die qualifizierte Frauen ohne weiteres wahrnehmen könnten, bleiben daher bis jetzt geweihten Priestern vorenthalten. Ich schätze das Priesteramt sehr hoch, meine aber, daß es doch wichtige Leitungsdienste gibt, die mit priesterlicher Jurisdiktion nicht zu tun haben brauchen. Es müßte geradezu eine Entlastung für unsere Klerikerbrüder in den römischen Kongregationen sein, wenn sie wüßten, sie müßten nicht unbedingt alles können, was zum Beispiel zum Heil der Frauenorden gereicht.

HK: Bis in die jüngste Zeit hinein wird von Frauenorden die Abschaffung fortbestehender Abhängigkeiten von Män-

nerklöstern und Männern als Superioren gefordert. Um eine neue Forderung handelt es sich dabei nicht. Warum ist dies bis heute ein Problem?

Äbtissin Máire: Was die Abhängigkeit von Männerorden und -superioren angeht, besteht eine große Vielfalt an unterschiedlichen Strukturen. Jede Frauengemeinschaft hat weibliche Vorgesetzte bzw. wählt selbst eine Oberin. Die nächsthöchste Oberin kann auch eine Frau sein. Aber irgendwann landet man bei einem Mann, weil die höheren Leitungsdienste alle mit der priesterlichen Jurisdiktion zusammenhängen. Eine Frauengemeinschaft kann – so wie eine Ehefrau – Glück haben. Es kann passieren, daß die männlichen Vorgesetzten – ob es Männer aus dem eigenen Orden sind oder Bischöfe oder sonst wer – ihren Dienst partnerschaftlich und sensibel tun und eine wirkliche Hilfe und Ergänzung sind. Ich kenne viele solche Situationen, wo die Frauengemeinschaften keine Änderungen wünschen. Aber es kann auch passieren, daß der männliche Vorgesetzte nicht hilfreich ist. Dann kann es sehr schwierig sein, eine Änderung herbeizuführen, einfach, weil es im Kirchenrecht nicht vorgesehen ist, daß eine Gemeinschaft (weder Frauen- noch Männergemeinschaft) absolut eigenständig sein kann. Wir sind nun einmal auch als Rechtsgebilde in die Kirche eingebunden, und die Leitung ist männlich. Wenn eine Frauengemeinschaft mit ihrem männlichen Vorgesetzten nicht zurechtkommt, kann es passieren, daß es leider keine andere Möglichkeit gibt, als sich mit der Situation abzufinden. In dieser Hinsicht sind die Klerikerorden gewissermaßen bevorteilt uns gegenüber; auch ihre höheren Vorgesetzten gehören ihren eigenen Reihen an. In einer Frauengemeinschaft kann es dies nicht geben. Allerdings kann die Situation entstehen, daß hinter einer Forderung nach mehr Eigenständigkeit ein internes Problem der Gemeinschaft liegt. Es gibt manche männliche „Superioren“, die ein kirchenrechtlich so nicht mehr vorgesehenes Amt innehaben, denen aber ein Anteil an der Leitung von den weiblichen Oberinnen anvertraut wird. Es kann sein, daß ein Teil der Gemeinschaft diese Situation nicht akzeptieren kann, und daß sich dann der Wunsch nach Eigenständigkeit sich artikuliert. In solchen Fällen ist es wichtiger, daß die Frauengemeinschaft lernt, ihre Fragen in die eigene Hand zu nehmen und sie intern zu lösen, als daß irgendwelche rechtliche Änderungen herbeigeführt werden.

HK: Mit anderen Worten: Daß es in manchen Frauenorden an Eigenständigkeit mangelt, hat wenigstens z. T. auch „hausgemachte“ Ursache?

Äbtissin Máire: Das ist durchaus möglich.

HK: Inwieweit haben diese Schwierigkeiten immer noch mit Nachwirkungen eines früheren Selbstverständnisses als Frauenorden zu tun? Verlangt man heute von Ordensfrauen eine Eigenständigkeit, auf die sie in vielen Fällen nie wirklich vorbereitet wurden?

Äbtissin Máire: In den letzten Generationen haben wir in den weiblichen Ordensgemeinschaften in vielem sehr eng ge-

lebt. Das hing auch mit kulturellen Faktoren der Zeit zusammen. Es galt nicht allgemein – es gab großartige Beispiele von Weite und Offenheit, auch in den Jahren vor dem Konzil. In den Gründungsgeschichten aus dem 19. Jahrhundert gibt es wunderbare Beispiele von Glauben, von Abenteuergeist, Initiative, Phantasie. Aber insgesamt gab es eben doch manchmal viel menschliche und religiöse Enge. Die Auffassung von Gehorsam war weitgehend so, daß viele Frauen in Abhängigkeit hängenblieben und nicht reifen konnten. Sie bekamen nicht den Raum, wurden nicht dazu ermutigt, eigene Meinungen und Urteile zu bilden. Ich meine, wir sind alle dabei, bessere und menschengerechtere Formen des religiösen Zusammenlebens zu finden, aber noch kann es geschehen, daß Gemeinschaften nicht genug in der Lage sind, eigenständig ihre Probleme in die Hand zu nehmen.

HK: Wenn in der Öffentlichkeit von den Orden, gerade auch den Frauenorden die Rede ist, hat man sich daran gewöhnt, vor allem über den zahlenmäßigen Rückgang zu klagen. Besteht hier nicht die Gefahr, daß ein solches Niedergangs-Bild zusätzlich das Problem verschärft?

Äbtissin Máire: Ja, der zahlenmäßige Rückgang kann zu einem gewissen Defätismus führen. Dieses Bild teile ich persönlich nicht. Wenn man an die letzten 150 Jahre denkt, war da zunächst eine Zeit großer Expansion und dann eine Wende in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts. Seitdem werden wir kleiner und verlieren an Ansehen. Aber wenn man an die ganze Ordensgeschichte denkt, haben wir es eher mit einem ständigen Auf und Ab zu tun. Die Benediktiner haben das Motto „Succisa virescit“, „Der abgeschlagene Baum grünt wieder“. Es war in der ganzen Geschichte immer wieder so. Ich möchte die heutigen Probleme nicht verharmlosen, aber diese lange Geschichte läßt mich relativ gelassen und hoffnungsvoll sein angesichts der gegenwärtigen Schwierigkeiten und der Unsicherheiten in bezug auf unsere Zukunft. Und das besonders, wenn ich die Ordensgemeinschaften global betrachte: in Korea und auf den Philippinen, in Afrika sprießt es ganz anders als hier.

HK: Die geschichtliche Sicht mag durchaus gelassen machen. Aber trotzdem leidet das einzelne Mitglied und eine Gemeinschaft nicht selten erheblich unter der Situation. Wie gehen Sie mit dieser Spannung um?

Äbtissin Máire: Wir können uns realistisch auf Zeiten vorbereiten, in denen unsere Gemeinschaften viel kleiner werden. Wir können den Gemeinschaften, die kaum mehr eine Zukunft für sich sehen, beistehen und ihre Lasten tragen helfen. Wir können die jungen Leute, die in unsere Gemeinschaften eintreten, ermutigen, sich darauf vorzubereiten, Verantwortung zu übernehmen für ihr eigenes Leben als Ordensfrauen und für das Leben der Gemeinschaften in ganz anderen Situationen als den jetzigen. Und die Meditation der Geheimnisse der Erlösung läßt uns in der Hoffnung reifen und erkennen, daß, wenn wir alles getan haben, die Zukunft der Kirche letzten Endes Gottes Sache ist. Niedergang ist nicht das letzte Wort.